

INTERVIEW MIT ROBERTO MORA

Leitung Spitex Bellinzona

.....

Robert Sempach (Interviewer)

Kannst du zum Einstieg etwas zu deiner Person sagen, und was Caring Communities für dich sind?

Roberto Mora (Gast)

Mein Name ist Roberto Mora, ich bin seit fast 20 Jahren Leiter der Spitex in Bellinzona. Vom Beruf bin ich Sozialarbeiter. Ich habe auch ein paar Jahre in diesem Bereich gearbeitet, bevor ich die Direktion des Spitex-Dienstes übernommen habe. Ich habe durch meinen ersten Beruf auch einige Projekte in die Spitex einbringen können – darauf komme ich später noch zu sprechen. Vor allem möchte ich noch auf diese Figur des Sozialbetreuers eingehen, die ich für unser heutiges Gespräch ziemlich zentral finde. Seit anderthalb Jahren bin ich auch Mitglied des schweizerischen Netzwerks Caring Communities. Das ist für mich eine grosse Verantwortung. Das Konzept überzeugt mich sehr. Ich weiss, dass es schwierig ist, diese Kultur weiterzugeben. Aber ich finde, es ist wirklich etwas sehr Wichtiges für die Entwicklung unserer Gemeinschaften.

.....

Ich bin froh, dass du bereit bist dich interviewen zu lassen. Deine Sichtweise der Caring Communities ist sehr wertvoll für uns. Wie beurteilst du mit deiner Erfahrung die Umsetzung der Thesen? Die erste These steht unter dem Titel «universelle Sorge und Gerechtigkeit». Caring Communities streben ein gutes Leben von der Geburt bis ans Lebensende für alle Menschen an – unabhängig von Hautfarbe, Fähigkeiten usw. Hat diese These für dich Relevanz?

Für mich ist das wie eine Zusammenfassung dessen, was jede Gemeinschaft eigentlich anstreben müsste. Ich bin davon überzeugt – auch wenn die aktuellen weltweiten Ereignisse uns manchmal erschrecken, weil es scheint, als hätten Menschen keinen Wert und Kriege ausgelöst werden. Trotzdem:

**«Wir brauchen einander.
Wir sind gesellschaftliche Wesen,
keine Einzelkämpfer.»**

Aber wir haben dieses Bewusstsein ein Stück weit verloren – durch Entwicklungen, die man nicht sofort versteht, beeinflusst durch Familienstrukturen, Arbeit, und viele weitere Faktoren. Das Risiko, dieses Ziel aus den Augen zu verlieren, ist gross. Es gibt praktisch keine Gemeinden mehr nur noch Orte, wo man lebt. Und ich finde, das ist wirklich ein Riesenverlust, denn jeder Mensch braucht andere Menschen, um eine gute Lebensqualität zu haben. Darum bin ich absolut einverstanden mit diesem Prinzip. Die Realität ist aber eine andere. Man müsste die Leute auch ein bisschen aufklären, ihnen das gesamte Konzept verständlich machen und dann schauen, wie man das erreicht. Die Leute müssen verstehen, da gibt es etwas.

«Es gibt eine Vision, ein Modell, das man verfolgen und auch umsetzen kann.»

Es gibt Initiativen, die diese Ziele erreichen möchten oder auch erreichen. Doch die sind meistens verstreut, einmal da, einmal dort. Es ist nicht ein Modell, das man überall findet. Ich schätze diese Initiativen sehr, aber eben, es reicht nicht, nur zu sagen, wir haben eine Caring-Community. Es fehlt eine vollständige Vision, ein Konzept, um den Leuten zu zeigen, dass sie einen Platz haben und sich beteiligen können. Aber für sie ist das Projekt abgeschlossen und wir müssen es selbst tragen und umsetzen und selbstständig weiterführen.

.....

Ich habe schon verschiedenen Interviews gemacht. In diesen Gesprächen wurden die Thesen teilweise unterschiedlich beurteilt, und es interessiert mich, wie du das siehst. In Zürich-Seebach haben sie gesagt, das sollte man ausweiten und nicht nur auf den Menschen einengen. Also man müsste in dieser These auch deutlich machen, dass es auch um die Tiere, um alle Lebewesen, eigentlich um unseren Planeten geht. Dass man die universelle Sorge nicht nur so auf den Menschen einengen sollte. Sandro aus Genf hat die Sichtweise eingebracht, das würde die Menschen überfordern, eine Caring Community könne sich nicht um ein gutes Leben für alle Menschen kümmern. Wie siehst du das, die Einengung auf den Menschen sei zu eng und es würde die Caring Communities überfordern, sich um ein gutes Leben für alle Menschen zu kümmern?

Es tönt schön und gut und ich bin auch sehr sensibel gegenüber der Natur und den Tieren. Aber ich denke, das müsste man in einer zweiten oder dritten Phase erweitern. Ich denke, jetzt müsste man sich auf die Menschen konzentrieren. Es würde vielleicht auch ein bisschen zu esoterisch werden. Alle diese grossen Ziele und grossen Ideen wären vielleicht noch schwieriger umzusetzen. Ich denke, man muss von der Realität ausgehen, von den Bedürfnissen. Man spricht nicht mehr so mit Mitarbeitern, die plötzlich ein Kind bekommen und merken, wie das Kind auch

das Leben verändert oder wie wichtig auch der Nachbar ist, die Grossmutter, die Grosseltern. Man müsste eigentlich verstehen, was sind die Sorgen und die Probleme der heutigen Leute und versuchen, mehr füreinander da zu sein.

Was Sandro sagt, da bin ich nicht ganz sicher. Zum Beispiel in Pignia, bei Andeer, das ist eine kleine Gemeinde, da habe ich ein bisschen beobachtet, wie dort die Menschen miteinander umgehen. Also ich habe eine Hilfsbereitschaft gesehen, die fast natürlich ist. Ich habe noch nicht mitgemacht, aber ich möchte nächstes Jahr mitmachen. Zum Beispiel die Bewohner haben sich zur Verfügung gestellt, um die Strassen zu putzen. Gut, sie bekommen 25 Franken von der Gemeinde. Aber schon die Idee, dass die Menschen nicht nur einen Dienst von der Gemeinde erwarten, sondern selbst mitmachen. Danach gibt es noch eine Kiste Bier und so. Das finde ich schön, denn man hat das Gefühl, dort verstehen sie, dass die Gemeinde den Menschen gehört. Und die Menschen gehören zur Gemeinde. Schon dieses Prinzip, dass man das Gefühl hat, man gehört zu etwas, sollte der Ausgangspunkt sein. Und ich bin überzeugt, die Menschen brauchen das. Die Menschen brauchen die Menschen. Jeder braucht irgendwann irgend etwas. Ich sehe es auch tagtäglich durch meine Arbeit. Zum Beispiel eine Kinderkrankenschwester, die auch für mich arbeitet. Sie hat ein Problem, der Sohn geht nicht aus dem Haus und sie wäre allein überfordert. Die Gemeinschaft kann das zwar nicht lösen, aber man muss eben dieses Konzept verstehen. Ich bin vielleicht ihr erster Kontakt und kann nicht weiterhelfen, aber ich weiss, da gibt es Profis.

«Es ist auch meine Sorge, wenn es meiner Nachbarin nicht gut geht.»

Wenn wir das nicht haben, ist das eine Verarmung unseres Lebens. Ich bin nicht so überzeugt, dass die Leute überfordert sind. Vielleicht haben sie das Gefühl, jetzt keine Zeit zu haben. Aber die Zeit ist vielleicht auch falsch investiert, durch das Hinter-einem-Bildschirm-Sitzen. Sie suchen nach Antworten und sie suchen sie vielleicht am falschen Ort. Im erwähnten Beispiel haben soziokulturelle Animatoren in einem Zentrum ihr geholfen.

Das hat sich schon stark verändert, auch dieses Paradigma. Früher sind die Leute in diese Jugendzentren gegangen, man hat versucht sie dort zu aktivieren, jetzt muss man sie quasi ins Haus holen, weil sie nicht mehr auf dem Platz sind. Früher sind sie vielleicht draussen gewesen. Man muss auch versuchen, diese Veränderung zu verstehen und eine Lösung anzubieten.

.....

Was du von Pigna bei Andeer erwähnt hast, das habe ich auch von Tenna im Safiental gehört. Dort treffen sich die Leute und putzen, glaube ich, zweimal im Jahr die Brunnen. Das macht man einfach so, weil man sich verbunden fühlt mit dem Ort, pflegt man ihn auch. In der Nachbargemeinde werden die Brunnen seit einiger Zeit von Gemeindeangestellten geputzt. Und das gibt dann auch Spannungsfelder, plötzlich sagen sie in Tenna, warum putzen wir eigentlich die Brunnen? In der Nachbargemeinde macht es der Staat. Da ist es schon wichtig, dass man darüber nachdenkt, was macht eigentlich die Gemeinschaft, die sich verbunden fühlt mit ihrer Lokalität und was macht der Staat. Damit sind wir schon bei der zweiten These. Wie geht dann das zusammen? Die Kooperation von Zivilgesellschaft, Staat und Institutionen?

Ja, dass man sich draussen trifft, ist eine Gelegenheit. Wie geht es dir? Es geht mir gut. Ich habe das und das. Ja, ich bräuchte vielleicht noch etwas. Dort gibt es die Möglichkeit, wieder in Verbindungen zu treten. Vor allem diejenigen, die von draussen kommen. Wenn also auch die Gemeinde sagen könnte, okay, wir übergeben diese Arbeit. Aber das ist eben eines der Probleme, die wir haben. Wie soll ich sagen, es wird einfach alles separat gemacht. Und vielleicht bräuchte gerade das eine Möglichkeit, sich wieder zu treffen und ein bisschen zu plaudern oder einfach etwas zusammenzumachen, dass man sich als eine Gemeinschaft fühlt.

.....

Das hat Sandro auch gesehen. Er sagte, es braucht eigentlich eine Ortspflege, die schafft dann auch eine Gemeinschaft. Wenn man sich an einem Ort zugehörig fühlt und sich mit dem Ort identifiziert, ist man auch bereit, gemeinsam mit anderen Menschen Aufgaben zu übernehmen.

Genau.

«Was ist die Gemeinde, was ist der Kanton? Das sind diejenigen, die uns vertreten. Also es ist nicht eine separate Identität.»

Man muss einfach sagen, was machen wir selbst, was macht die Gemeinde. Wo macht es mehr Sinn, dass es jemand als Profi macht. Das sind die Fragen. Und die Frage ist, in welcher Gesellschaft möchten wir leben? In grossen Gemeinden wie Genf, natürlich Genf ist anders, aber auch in den Quartieren, dort kann man sicher etwas machen. Und ja, in kleinen Gemeinden mit weniger Leute ist es vielleicht einfacher. Die Schweiz hat sehr verschiedene Realitäten.

.....

Ja, das ist spannend, du bietest ja mit deinen Leuten auch einen professionellen Spitex-Dienst an und deine Mitarbeitenden sehen, diese Familie hat diese Probleme, diese Person ist einsam und so weiter und da könnt ihr einen gewissen Dienst erfüllen. Aber es bräuchte eigentlich noch mehr, es bräuchte noch ein Netz, das die Menschen trägt und darum geht es ja, dass man sagt, das muss eine Co-Produktion sein, das muss gut miteinander verknüpft sein.

Genau, Robert, das ist genau das, was du sagst. Aber genau das fehlt.

«Wir sind daran gewöhnt, dass jede Institution versucht, für sich eine Lösung zu finden. Manchmal schaut man nicht, wer der Nachbar ist, was die andere Institution macht.»

Ich mache dir ein Beispiel. Wir haben diese soziale Betreuung auf die Beine gestellt. Warum? Weil wir beim Betreuen der älteren Leute zu Hause gemerkt haben. Sie haben eine gute Betreuung, aber sie leiden an Einsamkeit. Einsamkeit ist nicht eine Erfindung. Einsamkeit ist, wenn ich keinen Kontakt mehr mit anderen Menschen habe und das ist nicht nur ein Einzelfall, es sind mehrere Leute, die Kontakt mit den anderen Leuten brauchen, um sich in einer Gesellschaft wohlfühlen. Das wird schwieriger, wenn man alt wird, man immer mehr mit Verlusten zu tun hat, körperliche Verluste und auch, wenn der Partner plötzlich stirbt und das ganze Leben wird einfach leer und diese Menschen brauchen mehr als Medikamente. Das ist keine Erfindung, wir kommen auch nicht mit Caring Communities und sagen, es wäre schön. Das ist ein Bedürfnis, das stark da ist. Ich möchte eine Antwort auf diese Bedürfnisse geben. Und die Antwort ist, ich stelle einen Profi zur Verfügung, und dieser Profi muss gewisse Kenntnisse haben. Das kann nicht jeder machen, denn er muss auch Konflikte lösen können, er muss auch Sicherheit geben können. Wir kommen zu dir, wir betreuen dich, wir wissen, was du hast, was du nicht hast. Das braucht es, man kann nicht improvisieren. Aber was ich brauche, und zum Teil erreiche ich es auch, zum Beispiel mit Freiwilligen, die bereits dort waren oder einfach Leute, die sich nachher zusammenschliessen und sagen, ich könnte noch eine andere Person holen und ich kann da auch helfen, ich werde den Tisch decken oder einfach helfen.

Das ist in meinem Konzept beschrieben, nicht einfach nur in Worten, wir müssen die professionelle und die formelle Hilfe zusammen haben. Man muss das auch ersichtlicher machen und aufzeigen, wir haben ein Ziel, was macht der Profi, was macht die Gemeinschaft oder die Freiwilligen. Die Idee ist, dass man dort in diesem Dorf oder Quartier diese Bezugsperson hat, die diese Probleme kennt und Lösungen findet. Das ist eine Belastung für die betroffene Person, aber auch für die Familienangehörigen. Viele Menschen sind zu Hause und sie haben vielleicht auch kein Ziel. Das sind auch wichtige Dinge. Wenn ich mich nützlich fühle, unabhängig, ob ich alt, jung, behindert oder weiss was bin, ich erfülle auch mein Leben. Ich sehe einen Sinn in meinem Leben. Darum finde ich,

dass dieses Zusammenleben und diese Caring-Communities sehr wichtig sind. Wir brauchen sie, um ein gutes Leben zu haben. Die Koproduktion ist leider noch nicht so ersichtlich. Also man müsste sie viel besser zeigen. Man müsste ein Konzept haben und beschreiben, wie man kleinen Gemeinden oder älteren Leuten eine Antwort geben kann. Es gibt das und das. Das könntest du machen, wie Rezepte, ein bisschen mehr Salz, ein bisschen mehr Zucker oder weiss ich was. Niemand hat diesen ganzen Überblick und ich denke, unsere Aufgabe als Caring Community ist auch, dies zu zeigen, so wie es Rezepte gibt. Der Gemeinde sagen, okay, das ist das Konzept, das kann man machen.

Wieso machen wir dieses Forum oder dieses Symposium, um einfach schön zu reden? Nein, die Leute brauchen Ideen, die Leute möchten auch neue Lösungen haben. Es ist nicht genug, aber das würde sehr wahrscheinlich wirklich einen Stoss nach vorne geben.

Auch für die Gemeinden, was ist jetzt die erste Antwort? Wir haben kein Geld, wir haben keine finanziellen Mittel. Okay, wir suchen zusammen eine Lösung. Für mich ist diese Koproduktion unumgänglich.

«Wir müssen eben von dieser Vision weggehen, dass jeder versucht, die Lösung für sich allein zu finden. Das geht nicht.»

.....

Und das versuchst du auch mit der Spitex in Bellinzona, dass diese Koproduktion funktioniert?

Ja, indem wir sagen, okay, wir sind da, wir haben diese Sozialbetreuerin, wir möchten diese Ziele erreichen. Wir brauchen aber auch Unterstützung und arbeiten mit der Gemeinde und mit den bereits vorhandenen Diensten und Vereinen zusammen. Vor kurzem haben wir noch eine neue Sozialbetreuung zur Verfügung gestellt. Und ich weiss, es gibt einen Verein, der ist auch da, um den Menschen zu helfen. Sie haben einmal versucht, einen Raum zur Verfügung zu stellen. Es hat nicht funktioniert. Die Leute gehen nicht dorthin.

.....

Einen Begegnungsraum, wo die Leute sich treffen können?

Ja, sie haben gesagt, wir können euch das gratis zur Verfügung stellen. Ich habe gesagt, wir stellen unsere Sozialbetreuerin zur Verfügung. Wir suchen Freiwillige, wir suchen Leute, die sich auch beteiligen können. Unser gemeinsames Ziel war es, diese Möglichkeit zu realisieren. Also jeder bringt einfach, was er hat. Wenn man zusammen ein Abendessen machen will: du bringst die Wurst und ich bringe das Brot und jemand anderes den Wein.

.....

Und manchmal gibt es Konkurrenz?

Das muss es nicht geben. In diesem Bereich müssen wir nicht konkurrieren. Wir müssen einfach zusammenarbeiten. Natürlich musst du auch die Leute haben, die das sehen und verstehen. Da muss man auch helfen. Mit den Caring-Communities können wir erläutern und aufzeigen, welche Wege es gibt. Ich bin sicher, dann werden sie kommen und sagen, okay, ich habe gehört, die haben das gemacht. Und wir können auch unterstützen, indem wir eine Art Beratung anbieten, und Erfahrungen weitergeben. Dann finden Initiativen eine offene Türe.

.....

Wenn ein Verein kommt oder eine Gruppe sagt, wir könnten das und das machen, übernimmst du dann die Koordination für Personen, die Unterstützung brauchen? Oder wie siehst du das? Reguliert sich das von selbst, dass sie sich vernetzen und sich gegenseitig unterstützen? Oder muss man da einen Rahmen schaffen und moderieren, damit das auch funktioniert?

Also ich beziehe mich jetzt auf meine Erfahrung mit dieser Sozialbetreuerin und ich muss es vielleicht noch erwähnen, das ist eine FaGe, eine Pflegefachfrau, die am Morgen die älteren Menschen betreut und an zwei, drei Nachmittagen bietet sie unseren und auch anderen Patienten, eine Gemeinschaft, also die Möglichkeit sich gemeinsam zu treffen und dort entscheiden sie selbst, was sie machen möchten. Das ist ein partizipatives Moment. Also ich sehe, wie es funktioniert. Es funktioniert praktisch überall von allein, weil das Bedürfnis da ist. Die Leute sprechen miteinander, sie finden es cool und dann kommen vielleicht neue Leute, kommen vielleicht die Verwandten.

Ich habe noch einen Fall, eine jüngere Person, die ziemlich krank gewesen ist, zu Hause lebte, und sie hat wirklich fast keinen Sinn mehr in ihrem Leben gesehen. Sie hat sogar an Exit gedacht, sie ist 30-jährig, also ziemlich jung. Und dort hat sie wieder eine Rolle gefunden. Sie hat auch gesehen, dass es anderen Menschen auch nicht gut geht. Und sie haben dort auch ihre Jugend gebraucht und ihre Hilfe. Und das hat wirklich einen Sinn. Zum Beispiel in Cadenazzo, als wir angefangen haben, gab es schon einen kleinen Verein von Freiwilligen. Es sind eher ältere Menschen und sie haben gesagt, ja, wir sind schon da, wir machen schon genug. Aber sie haben zwei, dreimal etwas gemacht im Jahr, das Abendessen zu Weihnachten oder zu Ostern. Sie haben sich uns angeschlossen und ihre Freiwilligen tragen jetzt mit Martha, unserer Sozialbetreuerin, das Konzept weiter. Es ist nicht nur die Arbeit allein. Arbeit ist eine Ressource, doch die anderen Ressourcen sind auch wichtig. Man muss einfach die Ziele teilen.

«Wenn man ein Ziel teilt, dann teilt man auch die Ressourcen.»

Das heisst, jeder bringt, was er kann. Dann wird es ko-produktiv, habe ich die Erfahrung gemacht. Aber es ist noch nicht zum Modell geworden. Man müsste das viel mehr erläutern und nicht immer sagen, wir haben keine Ressourcen, um dieses Projekt zu machen. Setzen wir uns zusammen, schauen wir, was wir haben und was wir tun können.

Ein anderes Beispiel, heute habe ich eine Taxiorganisation von Bellinzona getroffen, weil wir ein Problem gehabt haben mit dem Transport von Behinderten. Der Dienst läuft von Montag bis Freitag, aber man wollte das erweitern und hatte niemanden, der es machen konnte. Sie haben uns gefragt, ob wir es nicht machen. Man könnte sagen, Moment, das wird wieder etwas Zusätzliches, dann fragmentiert man noch einmal. Doch, wir haben einen Taxidienst angerufen und gefragt, schaut mal, wir haben dieses Bedürfnis. Können wir uns treffen, setzen wir uns zusammen? Die Antwort war, das könnten wir schon machen. Ich habe einen Lieferwagen gekauft. Ich brauche diesen Lieferwagen auch für normale Transporte, aber man kann auch einen Rollstuhl einladen. Da habe ich vorgeschlagen, sie garantieren den Dienst, ich stelle den Lieferwagen zur Verfügung. Ich möchte nicht den Dienst übernehmen, ich könnte das nicht leisten. Doch sie sind schon dort und sie haben Zeit. Und diese Idee haben sie jetzt umgesetzt und sie haben auch ihre Leute ausgebildet mit einer Frau, die selbst im Rollstuhl ist. Und sie haben sich jetzt auch im Spital angemeldet für solche Transporte. Also man muss vielleicht auch verstehen, nicht immer jeder muss seinen eigenen Weg gehen. Man muss Partner suchen, die diesen Weg auch machen können. Und es funktioniert. Er hat mich heute angerufen, leider war im Moment der Lieferwagen nicht frei. Ich habe ihm gesagt, sobald der Lieferwagen wieder zur Verfügung steht, kannst du ihn nehmen und den Transport mit dem Rollstuhl machen. Für diese Koproduktion muss man einfach die Partner finden, die auch in diese Richtung etwas tun möchten.

.....

Das sind Beispiele, wie es funktionieren kann, wenn verschiedene Organisationen miteinander ins Gespräch kommen, und man gemeinsam eine Lösung findet, wie man so etwas organisieren könnte?

Jawohl, ohne dass ich jetzt einen Profi haben muss, der diesen Lieferwagen fährt. Wir können die Patienten auch informieren und sie wissen dann von diesem Dienst. Es ist ein Dienst, der ziemlich zackig ist, weil das eine Taxifirma ist. Eine Taxifirma, 24 Stunden rund um die Uhr. Das ist ein Beispiel. Man muss einfach Leute finden und die Ziele teilen.

.....

Und deine Idee ist, Modelle, die gut funktionieren auch sichtbar zu machen, damit andere Gemeinden sehen, aha, die machen das so, das könnten wir auch probieren. Damit sich diese Care-Kultur auch ausbreiten kann?

Absolut. Und wir haben es zum Teil schon gemacht, jetzt auf unserer Internetseite von Caring Communities haben wir schon viele Beispiele. Aber wer schaut dort? Es ist gut, man muss es irgendwie sagen, das ist gut. Aber man muss auch für Gemeinden ein Konzept machen und aufzeigen, was die Bedürfnisse der älteren Menschen sind, und wie man darauf eine Antwort geben könnte. Profis, formelle, informelle Hilfen, das sind die guten Beispiele. Dafür sind sie natürlich auch dankbar, vor allem die kleinen Gemeinden haben wenig Mittel, um so etwas auf die Beine zu stellen.

.....

Dann kommen wir zur dritten These. Du hast vorhin das Wort auch gebraucht. Da geht es um Inklusion und Partizipation, dass man in einer Caring-Community darauf achtet, inklusiv und partizipativ zu sein. Wie sieht das in der Praxis aus? Gelingt das? Wo gibt es Schwierigkeiten mit Inklusion und Partizipation?

Ja, ich denke, es ist noch zu wenig. Wir haben zu wenig Erfahrung. Wenn man ein Problem hat, geht man einfach immer in die gleiche Richtung. Man macht ein Projekt. Wir versuchen selbst eine Lösung zu finden. Nein, man müsste eben, wie

ich bereits gesagt habe, meine Theorien kreisen um das Gleiche herum. Und zwar, Partizipation müsste, wie zum Beispiel das Thema «Rete di Integrate», das geht in diese Richtung. Man schaut in einem Gebiet, was die Ressourcen und die Bedürfnisse sind. Aber leider schaut man allein, nicht zusammen, welche Ressourcen und Bedürfnisse gibt es. Die verschiedenen Institutionen müssten sich an den gleichen Tisch setzen und sich koordinieren. Wirklich, dass eine Koordination, ein Konzept, ein Modell, entwickelt wird, wie man auf die Bedürfnisse antwortet.

Ich sage es mit einem anderen Beispiel. Wir haben vor zehn Tagen ein Gespräch gehabt mit einem Direktor einer Institution für behinderte Menschen. Und dann hat er festgestellt, sie haben sehr viele Erzieher, aber wenig Krankenpfleger. Zum Teil ist das auch eine Wohnform für Behinderte und die müssten irgendwann ins Pflegeheim gehen. Aber sie möchten natürlich nicht, weil sie vielleicht schon seit 20, 25 Jahren dort sind. Doch es gibt nicht genug Ressourcen. Und da haben sie uns angefragt. Ich habe gesagt, wir können sicher etwas beitragen. Wieso solltet ihr zum Kanton gehen und sagen, wir brauchen eine Krankenschwester. Also auch diese Flexibilität ist gefragt. Warum schließen wir uns nicht mit anderen Institutionen zusammen? Wir lernen uns kennen, und wir teilen unsere Ressourcen. Ich habe es sehr geschätzt, er hat zuerst gedacht, okay, ich muss zum Kanton gehen und ich möchte eine 50% Stelle für eine Krankenschwester. Dann geht die Krankenschwester weg, wird schwanger, wird krank. Er hat wieder ein Problem. Wir haben ziemlich viele Krankenschwestern. Natürlich, es ist für mich etwas mehr Arbeit, aber in dieser Richtung muss man gehen, diese Mauern wegbrechen und gemeinsame Lösungen finden.

Ein anderer Fall sind arme Menschen und Obdachlose. Auch da haben sie gesagt, wir haben ein Problem, zum Teil sind sie krank und wir wissen nicht, welche Medikamente sie benötigen. Können wir mit euch zusammenarbeiten? Ja, habe ich gesagt, wir haben das Personal, kein Problem, wir kommen. Über die Organisationen zu gehen, finde ich sehr sinnvoll.

.....

Hast du den Spielraum, dass du das mit eurem Auftrag vereinbaren kannst, und in diesen Betreuungsinstitution den Pflegedienst übernehmen kannst?

Ja, ich habe natürlich auch den Vorteil, dass ich im Kanton die Leute bereits kenne. Und zum Teil wird das Bedürfnis auch vom Kanton gesehen. Sie haben auch gesehen, dann müssen wir dort nicht noch eine zusätzliche Ressource zur Verfügung stellen. Und da haben sie sofort Ja gesagt. Und der Direktor der Behindertenorganisation hat selbst auch die Kantonsärztin angeschrieben, das Problem geschildert und die Zusammenarbeit mit ABAD vorgeschlagen.

.....

Dann brauchst du auch mehr Ressourcen, wenn ihr zusätzliche Aufgaben übernehmt?

Ja, natürlich, du hast recht, aber wir haben einen Leistungsvertrag. Wenn ich nachweisen kann, unsere Leistungen werden von Ärzten verordnet, ist das kein Problem. Ich muss mein Angebot immer wieder anpassen. Ich muss natürlich schauen, dass ich nicht zu viel Personal und zu wenig Stunden habe. Das ist mein Problem, denn sie bezahlen nur die geleisteten Stunden. Wenn ich 100 Krankenpfleger habe und ich brauche nur 50, dann ist das ein Problem für mich. Aber mein Problem ist nicht, dass ich mehr Ressourcen bekomme, sondern dass diese Ressourcen effizient sind. Und weisst du, Robert, auch wenn einmal etwas passieren würde, wir haben auch Reserven. Die stehen dafür zur Verfügung. Darum manchmal sagen wir, wir fangen an und wir schauen, wie sich das entwickelt.

.....

Seid ihr als Verein organisiert oder seid ihr bei der Gemeinde angesiedelt?

Nein, wir sind unabhängig. Wir sind ein privater Verein. Unsere Chefin arbeitet bei der Gemeinde. Aber wir sind separat. Zum Glück.

.....

Das gibt bei den Entscheidungsprozessen ein bisschen mehr Spielraum?

Ja. Genau.

.....

Dann kommen wir zur vierten These. Wir haben es schon angesprochen, dass Sichtbarmachen und die Integration aller Sorgeformen. Also informelle, formelle, professionelle Sorgearbeit in vielfältigen Kontexten miteinander verbinden und sichtbar machen. Spricht dir diese These aus dem Herzen? Oder siehst du da auch Schwierigkeiten, die es bei der Sichtbarmachung und Integration aller Sorgeformen geben könnte?

Das ist der zentrale Punkt für mich. Das Sichtbarmachen heisst zeigen, wie man mit diesem Konzept oder mit dieser gesamten Vision die Probleme lösen kann. Es wird nicht genug gemacht, weil man diese Zusammenhänge nicht sieht. Wie bei den Pferden, man schaut mit Scheuklappen. Wenn man es sichtbar macht, muss man die neuen Wege zeigen.

«Das ist kein neuer Weg, das ist der Weg, dass sich Menschen mit den anderen Menschen wirklich verbunden fühlen.»

Sonst geht es nur um die Individualisierung. Das geht nicht gut. Ich bin noch relativ jung, doch je älter ich werde, desto mehr merke ich, wie ich auch von den anderen abhängig bin. Es ist für mich eigentlich der zentrale Punkt, das sichtbar machen. Wie macht man das sichtbar? Vor allem, wie macht man es sichtbar, dass man es versteht, dass es klar ist, dass es reproduzierbar ist. Das könnte auch die Rolle des Fernsehens sein, jetzt sind wir in einer Krise, einer SRF-Identitätskrise (Schweizerischer Radio und Fernsehen). Doch, sie könnten uns helfen, diese Botschaften bekannt zu machen. Nicht als Werbung, sondern als Kultur. Man muss vor allem verstehen, die Probleme und die Ressourcen nicht getrennt anzupacken. Man müsste eben ein Gesamtkonzept als mögliches Modell darlegen. Das wird nicht genug gemacht.

.....

Hast du ein Modell, wie das funktionieren könnte, zum Beispiel die Vernetzung von Spitex mit anderen Organisationen?

Ja, das habe ich gemacht für die Betreuung von älteren Menschen.

«Man müsste es erweitern auf alle anderen Bedürfnisse von Familien, Jungen und Betagten. Aufzeigen, was sind die Ressourcen und was sind die Bedürfnisse.»

Ich verstehe nicht, wieso man es nicht macht. Wenn du eine Gemeinde führst, müsstest du schon wissen, was sind die Erwartungen. Nicht, dass jeder einfach macht und reagiert. Wie ein Vademekum. Ein Leitfaden.

.....

Bei der fünften These geht es genau darum, dass man innovativ ist, dass man Handlungsspielräume erprobt, um neue Formen und Praktiken der Sorge auszuprobieren. Wie kann man was sich bewährt hat, verständlich kommunizieren und weitergeben?

Ja, ich muss betonen, ich rede von meiner Erfahrung. Ich kann nicht sagen, ich habe die gesamte Vision. Ich gehe davon aus, dass es nicht genügt, dass noch nicht viel vorhanden ist. Mein Beispiel ist dieses Konzept einer koordinierten, integrierten Pflege. Wir haben auch am ersten Innovation Booster in Bern teilgenommen. Sie haben uns eingeladen, um unser Konzept vorzustellen, denn ich kannte einen Professor aus dem Tessin. Ich habe den Master Gesundheitswesen und Ökonomie absolviert. Er hat mich gekannt und ich habe ihm das Konzept vorgestellt. Er ist im Komitee dieses Innovation Boosters. Er hat mich gefragt, ob ich teilnehmen und unser Konzept vorstellen würde. Es waren 27 Projekte eingeladen und wir sind in die siebte oder achte Endphase gekommen. Acht Projekte wurden unterstützt. Dadurch hatte ich die Möglichkeit, unser Konzept in Genf und Bern verschiedene Male vorzustellen.

.....

Schön. Ist es schwierig, dass es eins zu eins übernommen werden kann? Löst es vor allem neue Ideen aus?

Ja, es wurde überall sehr geschätzt, aber das ist nicht einfach, das so schnell zu übertragen. Die Gemeinde Dürnten, im Kanton Zürich, hat sich interessiert. Ich bin zu ihnen gegangen, und sie sind dran, eine ähnliche Form von Sozialbetreuung in ihrer Gemeinde aufzubauen. Wir haben diese Erfahrung gemacht und wir haben es erproben können und ich sage nicht, ihr müsst das und das machen. Ich zeige, wie wir mit den Sozialbetreuerinnen arbeiten. Momentan haben wir sechs, eine siebte kommt dazu, und ich rede von einer zehnjährigen Erfahrung. Verstehst du, ich möchte nichts verkaufen, ohne es probiert zu haben. Doch ich kann zeigen, das hat wirklich diese guten Effekte gehabt. Ich kann dir auch etwas anderes sagen: im Vergleich zu einem Tagesheim für betagte Menschen, kostet das ein Zehntel. Und es wirkt genau gleich, denn die Leute müssen nicht jeden Tag von morgen bis abends quasi beschäftigt werden. Du willst auch nicht jeden Tag an denselben Ort gehen. Heute mache ich das und ich weiss, am Dienstag und Freitag kann ich einen halben Tag etwas anderes machen. Das ist auch sehr entscheidend in unserem Projekt. Es ist nicht komplett etwas anderes und dadurch kann ich es auch tragen, auch finanziell. Aber wir gehen einfach immer weiter mit diesem Modell.

In der Pro Senectute sind nur ältere Menschen. Wieso? Es ist ein Ort, wo man sich trifft. Dann ist es klar, vielleicht die meisten sind so oder so ältere Menschen. Die anderen sind beschäftigt oder sie gehen zur Schule.

.....

Bist du auch auf nationaler Ebene im Austausch?

Ich habe auch mit einem Professor der Hochschule für Soziale Arbeit in Luzern gesprochen. Er hat gesagt, man müsse die Projekte vor Ort sehen. Weissst du, auch diese Beschreibungen, diese 20 Minuten Präsentationen, das sind für mich zum Teil einfach leere Worte. Darum möchte ich jetzt auch Videos machen, wo die Leute reden, wo du die Leute siehst, ihre Augen und wie sie reagieren, damit

es wirklich verstanden wird. Darum sage ich auch, das Buch ist gut, aber man muss versuchen, in allen Formen das bekannt zu machen.

.....

Ja, du meinst nicht alle Leute lesen Bücher?

Ein Teil liest überhaupt keine Bücher. Bücher helfen vielleicht, das umzusetzen. Aber ich möchte die Umsetzung sehen. Ich habe vor kurzem mit jemandem aus dem Parlament gesprochen. Er hat gesagt, er komme einmal vorbei und sehe es sich an. Ich habe ihm gesagt, wenn ich es dir erkläre, dann ist es vielleicht schwierig zu verstehen. Also ich bin nicht mit allen per Du, aber mit ihm schon. Er meinte, er komme gerne vorbei, um es vor Ort zu sehen. Vor nicht langer Zeit habe ich auch mein Komitee eingeladen, weil sie das noch nicht gesehen haben. Sie haben sofort gesagt, weitermachen und verbreiten. Du musst den Leuten zeigen, was das Resultat ist.

.....

In jedem Ort, und jeder Gemeinde gibt es spezielle Bedingungen. Kann man das Modell anpassen an die Gegebenheiten vor Ort?

Das ist absolut, wie soll ich sagen, unumgänglich. Das ist ganz wichtig. Eben ein bisschen mehr Salz oder Zucker oder etwas anderes. Aber das Rezept ist in etwa das Gleiche, denn die Bedürfnisse sind die gleichen. Da kannst du nicht irgendwie ausweichen.

«Was wir als Profis zusammen mit informellen Hilfen anbieten, das ist tragbar für alle.»

Das ist nichts Zusätzliches. Diese Leistung wird auch von der Krankenkasse bezahlt. Mein Personal ist dort, erbringt die Leistungen, und es sammelt auch sehr viele Informationen und baut vor allem Vertrauen auf.

.....

Dann kommen wir noch zur sechsten und siebten These. Davon haben wir schon einiges besprochen. Ressourcen und Wissen teilen, das knüpft an dem an, was du gerade gesagt hast. Wie können unterschiedliche Ressourcen, Erfahrungen und Fähigkeiten aller Beteiligten nutzbar gemacht werden?

Das ist ein zentraler Punkt der Caring Communities Vision. Wir kommen weg von dieser Fragmentierung und tragen zusammen ein Ziel. Sonst sind wir alle allein und jede Institution versucht nur ihre Antwort zu geben.

Der Direktor, der uns gefragt hat, kommt zu uns und sagt, wir haben dieses Problem, könnt ihr uns helfen? Wir sind sehr zufrieden, dass es in diese Richtung geht. Wir haben die Ressourcen. Ich mache dir ein anderes Beispiel. Im Tessin ist es schwierig mit der privaten Spitex. Du musst dir vorstellen, von Bellinzona gehen wir zum Beispiel nach Cadenazzo. Es sind etwa 10 Kilometer, aber du brauchst 25 Minuten mit dem Auto. In demselben Gebäude gibt es vielleicht drei, vier Patienten und einer wird von uns betreut, ein anderer von einer anderen Spitex. Das ist ein Verlust an Geld, an Steuergeld, und für die Krankenkassen. Das ist doch ein Wahnsinn, man muss doch versuchen, gemeinsam eine Lösung zu finden. Ich bin auch bereit, mit der privaten Spitex zusammenzuarbeiten. Mich interessiert es nicht, grösser zu werden. Mich interessiert, dass ein Dienst auch garantiert wird, und die Qualität und die Tragbarkeit stimmen. Wenn wir heute nicht handeln, dann wird es später vielleicht so wie in Amerika. Dann heisst es, gut, kürzen wir. Wir können gewisse Leistungen nicht mehr bezahlen.

«Man darf die Probleme nicht einzeln anschauen. Man muss zusammen eine Lösung finden, die tragbar ist für alle.»

.....

Wie gut geht das? Wenn es da zwei oder sogar mehrere Spitex-Dienste gibt, die denselben langen Weg fahren, müsste man zusammensitzen und eine gemeinsame Lösung suchen. Dann fährt nur ein Dienst nach Cadenazzo, um dieses konkrete Beispiel zu nehmen. Wie löst ihr das konkret?

Wir haben jetzt ein paar Erfahrungen mit ein paar kleinen Spitex Diensten. Wir machen einen Vertrag, einen Leistungsvertrag mit ihnen. Dieser Leistungsvertrag ist interessant auch für sie. Denn sie wissen, wir sind der öffentliche Dienst. Wir erhalten ziemlich viel Anfragen, etwas weniger in der letzten Zeit. Trotzdem haben wir die Mehrheit der Patienten. Darum können wir mit ihnen diese Leistungsverträge abschliessen. Ich möchte nicht zu gross werden, aber ich muss garantieren, dass der Dienst geleistet wird und auch bestimmte Bedingungen eingehalten werden. Ideal wäre, wenn der Kanton und die Gemeinde entscheiden würden und sagen, okay, die ABAD oder die öffentliche Spitex muss quasi erster Partner sein. Sie sind aber gezwungen, mit der privaten Spitex Abmachungen zu treffen, um die Kosten zu optimieren. Das Geld kommt von den Gemeinden und von den Krankenkassen. Das müsste man so regeln. Wir sind ein bisschen spät dran, leider.

.....

Also bis jetzt ist das noch nicht ganz geregelt? Dass ihr die erste Anlaufstelle seid und euch mit den Privaten koordiniert?

Genau, das müsste so sein. Wir versuchen es seit Jahren mit finanziellen Bedingungen. Aber du brauchst die politische Entscheidung. Ich finde, wenn wir nicht genug Ressourcen haben, können wir auch zu den Privaten und auch umgekehrt.

.....

Auch da geht es um Koordination. Aber in der Wirtschaft sagt man, Konkurrenz ist gut für die Qualität und hält die Preise tief. In dem Fall müsste man einsehen, nein, es ist nicht gut, wenn es viele konkurrierende Spitex-Dienste gibt, sondern: wir versuchen zu kooperieren und nicht zu konkurrenzieren?

Genau. Das ist das Wort. Das ist genau das richtige Wort.

«Wir kommen weg von der Konkurrenz zur Kooperation.»

Die Ökonomie funktioniert, aber wir nennen das Quasi-Mercato. Du hast diejenigen, die die Leistung brauchen, diejenigen, die die Leistung erbringen und diejenigen, die die Leistung bezahlen. Die Konkurrenz funktioniert, wenn du Robert in zwei Geschäfte gehst und sagst, ah gut, das ist fast das gleiche Produkt und das ist billiger, ich kaufe das. Aber wenn du weisst, egal, ich habe so lange Krankenkassenbeiträge bezahlt, sie können schon jeden Tag vorbeikommen und das und das machen. Wenn du fragst, was muss ich bezahlen? Ja, eigentlich nichts, sie haben schon die Franchise erreicht. Verstehst du. Es ist keine wirkliche Konkurrenz, denn du bekommst so oder so von der Krankenkasse den gleichen Betrag. Dann gibt es noch andere Probleme, zum Beispiel das Rekrutieren von qualifiziertem Personal. Ihr spürt es noch stärker als wir. Wir haben noch Italien, die uns ziemlich viel liefern. Diese Theorie funktioniert nicht in diesem Bereich, absolut nicht. Es vermehrt nur die Kosten für diejenigen, die das am Ende bezahlen. Die Gemeinden müssen die Restfinanzierung übernehmen. Das sind Millionen jedes Jahr. Und jedes Jahr steigt der Betrag, weil das niemand kontrolliert.

.....

Dann kommen wir zur letzten These: strukturelle Verankerung und Rahmenbedingungen schaffen. Ist das eine Bewegung von unten, dass sich Menschen zusammenschliessen und sich für die Gemeinschaft einsetzen? Braucht das auch Strukturen und Rahmenbedingungen? Wie stehst du zu dieser siebten These?

Absolut einverstanden. Das haben wir auch zuvor gesagt, diese strukturelle Verankerung und Rahmenbedingungen sind notwendig. Man muss sichtbar machen, was man anbietet. Was sind die Vorteile der Caring Communities? Die Caring Communities sind nicht allein. Die Caring Communities sind ein Teil der Antwort auf die Bedürfnisse der Bevölkerung.

«Es wäre verrückt, wenn wir denken, die Caring Communities können das allein lösen.»

Nein, wir fordern, und wir würden mit dieser Entwicklung dazu beitragen, die Probleme der Menschen oder einer bestimmten Bevölkerungsgruppe zu lösen. Nur zusammen können wir etwas bewirken. Professionelle oder Freiwillige? Das geht nicht. Wir müssen zusammenarbeiten, aber du musst es klar darstellen. Die Leute sehen das nicht, sie sehen nicht das Ganze. Und wichtig ist, dass wir sagen, okay, mit diesen verschiedenen Ressourcen können wir versuchen, die Problematik zu lösen. Ich bin absolut einverstanden. Leider wird es nicht umgesetzt, man sieht es nicht.

.....

Es sind nur ganz kleine Schritte, die es vorwärts geht?

Genau, das ist schon lobenswert. Aber wir müssen auch uns fragen, was möchten wir erzielen? Wir möchten die Welt nicht retten, aber wir können vielleicht versuchen zu fordern und sagen, eine mögliche Lösung ist, dass man sich zusammenschliesst, und das sind die möglichen Antworten, die man geben kann.

Ich habe mit einem Bekannten aus dem Parlament über die Freiwilligenarbeit gesprochen und ihn gefragt, ob die Zeit der Freiwilligen nicht in einer Form anerkannt werden könnte. Zum Beispiel, dass man dieser Zeit einen Preis gibt und man diese Kosten quasi von der Steuererklärung abziehen könnte. Am nächsten Tag hat er eine Motion geschrieben, und die Initiative weitergeschickt an den Regierungsrat. Er hat gesagt, versuchen kann man es. Manchmal brauchst du auch die richtigen Leute, um Initiativen einreichen. Das hat mich wirklich beeindruckt, er hat gesagt, ich finde es eine sehr gute Idee und es wäre korrekt. Ich weiss, es gibt auch Leute, die Angst haben, dass das der freiwilligen Arbeit schaden würde.

Doch es geht nicht primär um ein Entgelt, sondern um die Anerkennung. Ich trage zu einer Gemeinschaft bei, wenn ich meine Zeit gebe.

Und der Staat, also die anderen Menschen anerkennen das auch. Vielleicht werden sie Nein zur Initiative sagen. Aber ich denke, man muss diese Konzepte ein bisschen neu anschauen und fragen: wieso nicht? Das ist auch eine Art der Anerkennung. Das ist eine Anerkennung, wo ich merke, der Staat schätzt, was ich mache. Es geht nicht um die 100 oder 200 Franken, die du weniger Steuern bezahlst, sondern zu erfahren, das ist etwas wert, was ich mache. Solche Dinge muss man vielleicht auch ein bisschen anders denken.

.....

Ja, ich glaube auch, das ist ein wichtiger Punkt, dass man verschiedene Wege ausprobieren muss. Manchmal gibt es Leute, die dann Bedenken haben, trotzdem müssen wir verschiedene Wege ausprobieren. Geht es vor allem um Anerkennung, dass die Sorge für andere auch von staatlicher Seite anerkannt und wertgeschätzt wird?

Ich habe genau darum dieses Beispiel gebraucht. Er hat das aufgenommen und am nächsten Tag hat er den Text geschrieben und mir seine Motion geschickt. Vielleicht wird nichts daraus, aber es hat mich überrascht und gefreut, dass ihn das beschäftigt hat und, dass er es auch gut gefunden hat, etwas zu fordern.

«Was wäre die Alternative, wenn wir uns nicht bemühen würden, um ein besseres Leben miteinander. Was wäre die Alternative? Einfach jeder für sich?»

.....

Das ist keine Alternative. Ich glaube auch, und darum engagiere ich mich auch im Netzwerk, dass wir da noch sehr viel Potenzial haben, um die Gemeinschaft zu stärken und, dass nicht nur jeder nur für sich schaut. Diese Tendenz in der Welt sehen wir mit den Superreichen, die versuchen, ihre Macht noch weiter auszubauen. Dem muss man auch etwas entgegensetzen, glaube ich.

Ganz genau.

.....

Vielen Dank, Roberto. Du hörst wieder von mir. Im Praxisteil des Buchs versuche ich, die Sichtweise der Praxis herauszuarbeiten und verständlich darzustellen, wie du es immer sagst.

Robert, was du machst, weißt du, wie wertvoll es ist? Vielleicht ist es auch zu wenig anerkannt. Ich möchte es dir sagen, dass du dich um die Probleme der Gesellschaft kümmerst und versuchst sie weiterzubringen. Chapeau.

.....

Danke, das freut mich. Ciao Roberto.

Ciao Robert, Ciao.